

Maria Wellershoff

Von Ort zu Ort

Maria Wellershoff

# Von Ort zu Ort

Stationen einer Jugend

**DUMONT**

## INHALT

Die abgebildeten Fotos sind aus dem Privatbesitz der Autorin.  
Der Rechteinhaber der Karte »Das Land der Familie von  
Thadden« konnte trotz Bemühen von Seiten des Verlages  
leider nicht ermittelt werden.

Erste Auflage 2010  
© 2010 DuMont Buchverlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlag: Zero, München  
Vorsatzkarte: Ernst R. Döring, Verlagshaus Würzburg  
Satz: Angelika Kudella, Köln  
Gesetzt aus der Adobe Garamond  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8321-9530-4

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

Vorwort	7
Trieglaff: <i>Das Dorf – Das Schloss – Der Park</i>	11
Von großen und kleinen Pferden	70
Allmähliche Horizonterweiterung	78
Schulzeit vor dem Dritten Reich – Grundschule	96
Schulzeit im Dritten Reich – humanistisches Gymnasium	113
<i>Intermezzo 1</i>	145
Das Magdalenenstift in Altenburg/Thüringen	155
<i>Intermezzo 2</i>	195
Wieblingen – ein Jahr in der Frauenschule	207
<i>Intermezzo 3</i>	225
Der erste Kriegswinter	229
In Berlin – bis zum Abitur	240
Der Reichsarbeitsdienst	266
<i>Intermezzo 4</i>	285
Studium der Kunstgeschichte, Freiburg im Breisgau, 1942–1943	297
Leipzig, 1943–1944	318
Prag, Sommer 1944	352
Das Ende – von allem	388
Der Anfang – nach dem 8. Mai 1945	429
Drei Briefe unserer Mutter aus Vahnerow	467
Personenverzeichnis	477
Literatur zur Familie von Thadden	479

## VORWORT

»Was eure Generation erlebt hat – da können wir nur staunen«, sagte einmal eine jüngere, nach dem Zweiten Weltkrieg geborene Freundin zu mir. Es könne gar nicht genug persönliche Aufzeichnungen geben, ergänzend zu den Publikationen der Historiker, meinte sie. Das ermutigte mich, meine Erinnerungen aufzuschreiben und dem großen Mosaik der deutschen Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einige Steine hinzuzufügen.

Aufgewachsen in einem protestantischen, deutsch-nationalen Elternhaus, wurden wir sechs Geschwister nach dem frühen Tod unseres Vaters (1932) erzogen und geprägt von einer liberalen, politisch hellsichtigen und sehr mutigen Mutter, die den Nationalsozialismus von Anfang an ablehnte und uns lehrte, hinzusehen statt wegzuschauen.

Die politisch und wirtschaftlich schwierigen Zwanzigerjahre habe ich als Kind auf einem pommerschen Gut verbracht, in den Dreißigerjahren als Gymnasiastin und Internatsschülerin die allmähliche Politisierung des Alltags erfahren, als Studentin den Krieg und das katastrophale Ende erlebt und den endgültigen Verlust der ostdeutschen Heimat begreifen müssen.

Die wichtigste Quelle für meine ganz persönliche Geschichte in der Weltgeschichte sind Briefe, die ich an Irmgard Meyer, genannt Inga, ab 1931/32 geschrieben habe. Sie war Freundin und Vertraute unserer Familie, und kurz vor ihrem Tod 1995 hat sie mir alle Briefe und Postkarten, in einem Ordner gesammelt, zu-

rückgeschickt. Ohne sie hätte ich dieses Buch nicht schreiben können. In zwei kleine Taschenkalender habe ich von Januar 1944 bis Ende September 1945 Kurzinformationen – ohne kritische Kommentare – notiert, die die Chronologie von wichtigen Stationen und Ereignissen sichern. Die Eintragungen aus den Sommermonaten 1945 in Göttingen sind leider mit Bleistift geschrieben und zum größten Teil kaum noch lesbar. Meine Erinnerungen habe ich in Geschichts- und Fachbüchern überprüft; einige Titel sind im Text zitiert. Nach der Ermordung unseres Bruders Gerhard am 2. Oktober 1945 im Wald bei Hannoversch-Münden und dem allmählichen Begreifen, dass die pommersche Heimat endgültig verloren war, habe ich nichts mehr notiert, nie wieder einen Taschenkalender besessen.

Mit meiner Immatrikulation an der Göttinger Universität Anfang September 1945 endet dieser Bericht. Mit der Fortsetzung des über ein Jahr unterbrochenen Studiums fing ein neuer Lebensabschnitt im Frieden an.

Im Anhang habe ich drei Briefe unserer Mutter abgedruckt; vermutlich die beiden letzten, die sie im Februar 1945 kurz vor dem Einmarsch der Sowjetarmee geschrieben hat, und einen vom 3. Juni 1945, in dem sie das Elend des Lebens unter russischer Besatzung schildert und hofft, durch ihr und unserer Schwester Barbaras Ausharren die Heimat für ihre Kinder retten zu können: »Es scheint zu gelingen.« Es konnte nicht gelingen, denn die Alliierten hatten über das Schicksal Ostdeutschlands und der Deutschen längst anders entschieden. Im März 1946 wurden Mutter und Tochter ausgewiesen.

Ein Personenverzeichnis über drei Generationen und eine Ahnentafel können dem Leser hoffentlich helfen, sich in den schwierigen Verwandtschaftsverhältnissen zurechtzufinden. Was

die Namen betrifft, so habe ich für meine Geschwister die Rufnamen gewählt, Abkürzungen der Taufnamen.

Meine Aufzeichnungen sollen nicht nur ein kleiner persönlicher Beitrag sein, in dem ich mich bemüht habe, das eigene Schicksal mit der Zeit- und Kriegsgeschichte zu vernetzen, sondern sie sind auch eine Liebeserklärung an die verlorene pommersche Heimat, an Trieglaff und Vahnerow.

Ich danke allen, Verwandten und Freunden, die mich während meiner Arbeit durch kritische Lektüre, Ergänzungen und Richtigstellungen unterstützt und zum Weiterschreiben ermutigt haben. Besonders danke ich Dr. Theda Krohm-Linke für ihre einfühlsame und verständnisvolle Hilfe bei der letzten Überarbeitung dieses Buches.

Köln, August 2009

Maria Wellershoff

## TRIEGLAFF

### *Das Dorf*

Auf der Luftaufnahme von Trieglaff ist gut zu erkennen, dass das Dorf eigentlich aus zwei Dörfern besteht: dem um einen Teich angelegten typisch slawischen Runddorf mit großen Bauernhöfen (im mitteldeutsch-fränkischen Stil), deren Gebäude um einen geschlossenen Hof gruppiert sind, und dem Straßendorf, das zum Gutshof, zum »Rittergut«, gehört. Die selbstständigen, recht wohlhabenden Bauern hatten mit dem Gutsbetrieb nichts zu tun. Im Bauerndorf lagen die kleine alt-lutherische Kirche und das zugehörige Pfarrhaus. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Bauernhof betreten zu haben, als wir in Trieglaff wohnten.

Außerhalb des Dorfes, auf dem Luftbild nicht zu sehen, erhebt sich in einer Koppel, die einem Bauern gehörte, ein kleiner Hügel, auf dem einmal eine Ritterburg gestanden hat, eine »Raubritterburg«, wie wir Kinder glaubten, weil das aufregender klang. Jedenfalls hieß der Hügel »der Schlossberg«. Flur- und Ortsnamen haben immer einen historischen Hintergrund. Die Burg soll erst im Dreißigjährigen Krieg von schwedischen oder kaiserlichen Truppen zerstört worden sein. Das Schlafliedchen mit dem traurigen Vers »Pommerland ist abgebrannt« stammt aus dem Dreißigjährigen Krieg. Irgendwann soll ein Fuchs aus seinem Bau einen silbernen Löffel und eine Münze herausgescharrt haben. Archäologische Grabungen hätten vielleicht zur Klärung der Ver-

gangenheit des »Schlossbergs« beitragen können. Daran war jedoch niemand interessiert.

Ungefähr in der Mitte des Dorfes befand sich ein Kaufladen, ein »Kramladen«. Der Kaufmann betrieb auch die zum selben Haus gehörende Gaststätte mit einem großen Festsaal. Hier trafen sich abends und vor allem am Wochenende die Männer aus dem ganzen Dorf bei Bier und Schnaps. Im Saal wurden Feste gefeiert, am Wochenende wurde dort getanzt.

Am Rande des alten Dorfes, an der Grenze zum Rittergut, stand eine alte, fast hohle Linde, die sogenannte Götzenlinde. Bevor die christlichen Missionare die slawische Siedlung erreichten, sollen die Bewohner des Dorfes das Kultbild ihres Gottes Triglav hier vergraben und diese Linde gepflanzt haben. Beim Einmarsch der Russen im März 1945 ist die Linde zusammengebrochen.

Mit dem Straßendorf beginnt das Rittergut, das im Laufe der Jahrhunderte mehrfach die Besitzer gewechselt hat. An die Familie von Thadden kamen die ziemlich heruntergewirtschafteten Dörfer Trieglaff, Gruchow und Vahnerow 1820 durch die Heirat Adolfs von Thadden mit der Erbin Henriette von Oertzen. Ihr ältester Sohn Reinhold erbte Trieglaff und Gruchow, der Sohn Gerhard das kleinere Vahnerow.

An der langen Dorfstraße, die vom Bauerndorf zum Gutshof führt, stehen die niedrigen Häuser der Landarbeiter oder auch Tagelöhner, unserer »Leute«, wie wir sie nannten. Die Häuser hatte unser Vater Anfang des 20. Jahrhunderts nach und nach, wie es finanziell möglich war, anstelle der strohgedeckten Lehmfachwerkhäuser bauen lassen. Jeweils zwei Familien lebten in einem Haus, das unterkellert war und einen Dachboden hatte. Die Wohnungen hatten zwei oder drei Stuben, eine Kammer,

Küche und Vorratsraum und eine kleine Waschküche. Alle Familien legten vor ihren Häusern Blumenbeete an, die von weiß gestrichenen Staketenzäunen eingefasst waren. Ein großer Obst- und Gemüsegarten und Ställe für Geflügel, Kaninchen und eine Kuh befanden sich hinter den Häusern.

Wenn ich mich nicht täusche, bin ich nur einmal in einem Arbeiterhaus gewesen, und zwar zu einer Hochzeits- oder großen Geburtstagsfeier, in Vertretung unserer Mutter, die entweder krank oder hochschwanger war oder im Wochenbett lag. Ich war sieben Jahre alt, als mir diese erste offizielle Aufgabe, Stellvertreterin der »Gnädigen Frau« zu sein, anvertraut wurde.

Als ich beim großen Familienfest ankam, war die Stube schon voller Gäste, sie saßen auf Bänken dicht zusammengedrängt. Ich wurde meiner Rolle entsprechend zu den Erwachsenen gesetzt, nicht zu den Kindern. Auf der langen Tafel standen dampfende Schüsseln, denn das Gelage fing mit dem Mittagessen an. So bescheiden und sparsam die Arbeiter gewöhnlich auch aßen – Pellkartoffeln mit Heringen, Pellkartoffeln mit Specksoße, »Kartoffelsupp', Kartoffelsupp', die ganze Woch' Kartoffelsupp'«, hieß es in einem Lied –, bei festlichen Anlässen wurde nie gespart. Also zunächst Mittagessen mit verschiedenen Braten, Gemüse und Kartoffeln, nach einer kurzen Pause folgte das Kaffeetrinken mit Cremetorten und Blechkuchen. Dauernd wurde mir was angeboten, und obwohl ich längst satt war, wagte ich nicht, »Nein, danke« zu sagen, weil ich damit die Gastgeber beleidigt hätte. Sie hätten sofort misstrauisch gefragt, ob es mir denn nicht schmecke. Also aß ich tapfer weiter, sah aus dem Fenster und hoffte das Kindermädchen zu sehen, das mich abholen sollte. In der Stube wurde es immer lauter, die Männer rauchten, tranken Bier und

Schnaps. Erst nachdem ich noch belegte Brote in mich hineingestopft hatte, wurde ich endlich abgeholt. Wahrscheinlich war mir furchtbar übel.

In allen großen Dörfern mit einem Gutsbetrieb – nicht in den reinen Bauerndörfern – gab es eine sogenannte Schnitterkaserne, in der während der Erntezeit die polnischen Saisonarbeiter einquartiert waren. Sie kamen zur Getreideernte und blieben, bis die letzten Rüben geerntet waren, weil die eigenen Leute für die zusätzlichen Arbeiten nicht ausreichten. Das Wort »Schnitter« weist darauf hin, dass die Polen bereits auf die Güter kamen, als das Korn noch mit der Sense gemäht, also geschnitten wurde. Die Saisonarbeiter wurden vom Gutsbetrieb mit Essen versorgt, denn sie durften ihre Frauen nicht mitbringen. Und sie wohnten zwar in der Kaserne, waren aber natürlich nicht kaserniert, sondern konnten sich frei bewegen.

Im Zweiten Weltkrieg wurden Kriegsgefangene oder ukrainische Zwangsarbeiter in diesen Häusern untergebracht.

Der eigentliche Wirtschaftshof des Guts liegt immer noch im Winkel zwischen zwei aus dem Dorf herausführenden Straßen. Bevor ich zur Schule ging, habe ich den Hof allein wohl nie verlassen. Für ein kleines Kind gab es hier ja genug zu sehen: die Ställe der Kühe, Schweine, Schafe und Ackerpferde, die Scheunen, die Schmiede und die Stellmacherei. Den Stellmacher und seine Gehilfen störte es nicht, wenn ich ihnen zuschaute, wie sie mit der Kreissäge große Bretter zerschnitten, wie sie hobelten, feilten, schmirgelten und mit selbst gekochtem, scharf riechendem gelbem Leim Holzteile verklebten. So viel wie möglich wurde in der Stellmacherei selbst hergestellt und repariert: Ackerwagen, Leitern, Schubkarren, Tröge und vieles mehr. Die Kutschwagen wurden gekauft.

Neben der Stellmacherei lag die Schmiede, denn Schmied und Stellmacher arbeiteten viel zusammen, ergänzten sich in ihren Tätigkeiten, besonders beim Bau und der Reparatur von Ackerwagen und -geräten. Mich interessierte beim Schmied nur das Beschlagen der Pferde, sonst keine seiner Arbeiten. Mit seinem vom Ruß geschwärtzten Gesicht war er mir immer etwas unheimlich.

Der Stellmacher war auch der Herrenfriseur des Dorfes. Die Haarschnitte waren einfach: Die Männer hatten kurz geschnittene Haare mit Seitenscheitel, die Jungen wurden fast kahl geschoren, es blieben einige Stoppeln auf dem Kopf. Die Frisur war praktisch, pflegeleicht, und Läuse waren gut sichtbar. Die Frauen brauchten keinen Friseur: Sie kämmten ihre langen Haare straff nach hinten und drehten sie in einem Knoten zusammen. Darüber trugen die meisten Frauen kleine, unter dem Kinn geknotete Kopftücher.

Mein Bruder Adolf (Ado) hatte hellblonde Locken, die bis über die Ohren fielen – der Stolz der Mutter, aber nicht der des ältesten Sohnes, denn eines Tages erschien er mit ganz kurz geschorenen Haaren. Der Grund: Er wollte aussehen wie die Dorfjungen, die ihn wegen seiner mädchenhaften Frisur verspottet hatten. So hat er es jedenfalls später erzählt. Dem misstrauischen und zögernden Stellmacher-Friseur hatte er versichert, die Eltern seien einverstanden mit dem Kurzhaarschnitt. Zum Bedauern unserer Mutter wuchsen nie wieder Locken.

Zur Landwirtschaft gehörten außer der Feldbestellung vor allem auch die Aufzucht von Nutztieren und ihre Verwertung, also das Schlachten. Doch bis die Tiere getötet wurden, hatten sie es damals gut auf dem Land. Sie lebten länger als die Tiere heutzuta-

ge, weil sie nicht im Schnellverfahren gemästet wurden, sie waren nicht auf engstem Raum zusammengepfercht, und im Sommer hatten sie alle genügend Bewegung im Freien: die Kühe auf den Koppeln, die Schafe auf den Wiesen und im Herbst auf den Stoppelfeldern, die Schweine in ihrer großen Suhle vor dem Stall. Die Hühner liefen überall auf dem Hof herum. Nur im Winter mussten sie im Stall bleiben, legten dann auch weniger Eier. Frische Eier waren im Winter knapp.

Die Kälber blieben bei ihren Müttern, tranken aus ihren Eutern, wurden nicht – wie heute – in enge Käfige gesperrt und mit »Milchtausch« gefüttert. Wir hielten den noch zahnlosen Kälbchen unsere Hände hin, an denen sie gierig saugten. Uns entzückte das Kitzeln der rauhen Zungen an den Fingern immer wieder. Überhaupt gingen wir am liebsten in die Ställe, wenn Junge geboren waren: Lämmchen auf unsicheren staksigen Beinchen, rosa Ferkelchen, die sich um die Zitzen der dicken Sau balgten, blinde kleine Kätzchen und natürlich die Fohlen.

Ob es jetzt in den sterilen Schweineställen überhaupt noch Ratten gibt? Sie waren, als die Schweine noch viel Stroh in ihren Koben hatten, eine große Plage und gefährlich für die Ferkel, weil die Nagetiere an ihren Ohren und Schwänzen knabberten.

Katzen liefen in allen Ställen herum. Blechteller mit Milch standen für sie bereit, ernähren mussten sie sich selbst vom Mäusefang und leider auch vom Vogelfang. Kaum jemand kümmerte sich um sie. Sie bekamen oft Junge, von denen die meisten gleich nach der Geburt in einen Sack gesteckt und ertränkt wurden. Die Katzen waren scheu und vorsichtig und ließen sich nicht streicheln. Auf einen Kampf mit ausgewachsenen Ratten ließen sie sich nicht ein.

Warum hieß das große Schlachten im Spätherbst »Schlachtfest«? Was war daran festlich? Ich fand es traurig, dass die Tiere getötet werden mussten. Trotzdem war ich kein Vegetarier, sondern aß gerne Fleisch und die gut gewürzte pommersche Wurst. Überall auf den Dörfern wurden ungefähr zur gleichen Zeit Schweine und Kühe geschlachtet. Immer auf dem eigenen Hof. Ein amtlich zugelassener, geprüfter Fleischbeschauer untersuchte die Tiere vor und nach der Schlachtung. War das Fleisch in Ordnung, wurde es nach dem Schlachten gestempelt.

Wenn ich das gellende Schreien der Schweine hörte, die sehr grob von den Knechten behandelt wurden, bin ich ins Kinderzimmer gelaufen, habe mich in die hinterste Ecke gehockt und mir die Ohren zugehalten. Für ein kleines Kind ist das Landleben nicht immer idyllisch.

Die geschlachteten Tiere wurden zur Weiterverarbeitung in die Küche gebracht. Auf vielen Gutshöfen waren bei dem Hochbetrieb nicht nur Köchin und Küchenmädchen mit den verschiedenen Arbeiten beschäftigt, sondern auch die Hausfrauen. Unsere Mutter hat sich in Trieglaff nie daran beteiligt; sie verstand zunächst auch nichts von pommerscher Wurst- und Schinkenherstellung. Vielleicht ekelten sie, die die »feinste Nase« hatte, wie sie oft betonte, die widerlich süßlichen Gerüche in der Küche.

Als unser Vater den Gutshof Anfang des 20. Jahrhunderts neu gestaltete, die alten Ställe abreißen und neue bauen ließ, mit schöner Ziegelornamentik, hat er auch Bäume anpflanzen lassen. Bäume und Büsche trennten den Hof vom Park, sodass im Sommer die Stallungen vom Schloss aus kaum zu sehen waren. Bäume waren wichtig für die Vögel, und sie spendeten Schatten.

Nur eine Familie litt unter der Dendrophilie, der »Baumfreundschaft« des Gutsherrn: die des Inspektors Karl Pierau. Die breite Südfront des lang gestreckten Hauses hätte im hellsten Sonnenlicht liegen können, wenn nicht eine Reihe großer Bäume zu dicht vor dem Haus gestanden hätte. Selbst im Hochsommer waren die Zimmer dunkel. Trotz wiederholter Bitten des Inspektors, mit dem unseren Vater eine echte Freundschaft verband, durften die Bäume nicht gefällt werden. Sie waren wichtiger als helle Räume.

Unser Vater war auf den Tag genau zehn Jahre älter als Karl Pierau. Beide Männer waren tüchtige Landwirte, und sie haben in den schwierigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg die wirtschaftliche Situation des Guts allmählich verbessern können.

Einem klugen Rat seines Freundes ist unser Vater leider nicht gefolgt. Nach dem Ersten Weltkrieg war der Mann unserer Schwester Marie-Agnes (Anza), Martin Braune, berufslos, denn Marineoffiziere wurden nicht mehr gebraucht. Um ein kleines Gut an der Oder kaufen zu können, bestand er – trotz der beginnenden Inflation und der prekären Wirtschaftslage – auf der Auszahlung des Erbanteils seiner Frau. Karl Pierau beschwor den Vater, den Hof für seine Tochter zu kaufen, als Sicherheit für sie und ihre Kinder. Er glaubte nicht an die Zuverlässigkeit des Schwiegersohns, der ihm auch unsympathisch war. Für den sehr konservativen Landrat aber war es undenkbar, den Landbesitz einer Frau, nicht einmal seiner Tochter, zu überschreiben. Leider, denn die Ehe zerbrach, Martin Braune heiratete ein zweites Mal, und Anza hatte deshalb nach dem Zweiten Weltkrieg keinen Anspruch auf Entschädigung. Den »Lastenausgleich« für den verlorenen Besitz erhielten der geschiedene Mann und seine zweite Frau, die sich dafür einen Hof in Westdeutschland kaufen konnten.

Wegen der rasanten Geldentwertung in der Inflationszeit musste der Betrag für den Kauf des Hofes innerhalb von vierundzwanzig Stunden von einer Sparkasse zur anderen gebracht werden. Damit wurde Fritz Schmitz, der jüngere Bruder unserer Mutter, beauftragt. Morgens, als die Sparkasse in Greifenberg geöffnet wurde, packte er die Geldscheinbündel, viele Millionen Mark, in einen großen Koffer, eilte zum Bahnhof, fuhr mit dem nächsten Zug nach Stettin, stieg dort um und konnte gerade noch vor Kassenschluss das Geld in der Sparkasse von Greifenhagen abliefern. Am nächsten Tag hätten die Millionen schon nicht mehr gereicht.

Sind unsere Eltern jeden Sonntag zum Gottesdienst in die Kirche gegangen? Der Gutsherr war als Patron der Kirche vielleicht dazu verpflichtet. Seine Frau auch? An den großen Festtagen ist sie wohl auch in die Kirche gegangen, das wurde sicher erwartet. Später, als wir in Vahnerow wohnten, ist sie nur selten nach Batzwitz zum Gottesdienst gefahren.

Die Kirche in Trieglaff war ein sehr schöner einschiffiger Bau, aus großen behauenen, weiß verputzten Findlingen aufgemauert, mit einem geraden Chorabschluss. Der gedrungene Holzturm an der Westseite hatte eine auffällig hohe, dünne Spitze, die man auf dem Luftbild gerade noch zwischen den Baumkronen erkennen kann. Holztürme gab es in Hinterpommern nur bei Dorfkirchen, sie waren viel billiger als die in Städten üblichen Steintürme. Das hölzerne Innengerüst aus kräftigen Balken war sehr stabil, weil es der Belastung durch die schwingende Glocke standhalten musste. Außen war die Konstruktion mit schmalen Brettern verkleidet, in Trieglaff waren sie in einem Fischgrätmuster angeordnet.

Die Kirche ist im 13. Jahrhundert auf dem Platz erbaut worden, auf dem sich die heidnische Opferstätte für den Gott Triglav befunden hatte. Sie wurde der heiligen Elisabeth geweiht. Das Kult-

bild ihres Gottes hatten die Slawen angeblich rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Alte knorrige Eichen umgaben die Kirche: Eine von ihnen, aus einem bestimmten Winkel betrachtet, hatte das Profil Friedrichs des Großen, des Alten Fritz. Verwitterte Grabsteine erinnerten an den ehemaligen, längst aufgelassenen Friedhof.

Von all dem ist nichts mehr zu sehen: Die Kirche ist allmählich verfallen und schließlich abgerissen worden (1948).

Wir, die Patronatsfamilie, betraten die Kirche erst, wenn sich die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt hatte. Links vom Gang saßen die Frauen, rechts die Männer. Wir gingen bis zum Chor und stiegen dann auf einer kurzen, steilen Treppe zur Empore hinauf. Hinter einer brusthohen Bretterwand auf unbequemen Stühlen sitzend, sahen wir Kinder außer der Kanzel und dem Baldachin nichts vom Kirchenraum, wir guckten nur auf die braunen Bretter. Standen wir mit der Gemeinde zur Verlesung von Bibeltexten oder zum Gebet auf, konnten wir den Pastor vor dem Altar sehen. Ich wagte kaum, den Kopf zur Gemeinde zu wenden, man hätte mich für neugierig oder gar für herablassend halten können. Also schaute ich nur auf den Pastor in seinem schwarzen Talar und langweilte mich bei seiner Predigt, die er von der Kanzel hielt. Kirchenlieder, vom Orgelspiel begleitet, habe ich immer sehr gerne gesungen.

Ob im Großen Kirchengebet noch für den Patron gebetet werden musste? Im 20. Jahrhundert hatte er zwar noch den Titel, doch kirchenrechtliche Befugnisse wie im 19. Jahrhundert hatte er nicht mehr. Damals hatte er noch das Recht gehabt, einen Pastor zu berufen. Jetzt konnte er einer Ernennung nur noch zustimmen. Gegen seinen ausdrücklichen Widerstand wäre allerdings auch kein Pastor eingesetzt worden.

In jedem Jahr gab es ein Missionsfest zugunsten der Missionsstationen in fernen Erdteilen. Dann wurde ein bunt bemalter, wohl eineinhalb Meter großer Neger aus Holz neben die Kirchentür gestellt. Er trug einen farbigen Turban auf dem Kopf, zeigte lächelnd seine weißen Zähne, sah aus wie ein Sarotti-Mohr auf den Schokoladentafeln. In den Händen hielt er eine Blechbüchse. Wenn eine Münze durch den Schlitz gesteckt wurde, nickte er dankbar mit dem Kopf.

Unsere Mutter fand Missionsfeste überflüssig. Sie war der Meinung, die Kirche solle sich um die Mission im eigenen Land kümmern, da sei genug zu tun. Es gab überall, vor allem in den großen Städten, soziales Elend. Dies zu lindern war wichtiger, als in fernen Ländern den Chinesen oder den »armen Negerkindern« das Christentum zu predigen. Das hat sie uns unmissverständlich gesagt, trotzdem mussten Ado und ich an den Festen im Garten des Pastors als Vertretung der Patronatsfamilie teilnehmen. Auf der Wiese unter den Obstbäumen waren Tische und Bänke aufgestellt, es gab Blechkuchen, Kaffee und Obstsaft, ein Missionar berichtete über seine Arbeit in einem fernen Land, es wurde gebetet und gesungen. Der dünne Gesang verwehte im Sommerwind. Die schmalen Bänke waren hart. Vielleicht stammt aus jener fernen Zeit mein Widerwillen gegen lange Bänke an langen Tischen. Ado und ich waren immer froh, wenn wir endlich nach Hause laufen durften.

Doch die »armen Negerkinder« spielten in unserer geschwisterlichen Pädagogik eine Rolle. Wenn jemand etwas nicht aufessen wollte, weil es ihm nicht schmeckte, hieß es vorwurfsvoll: »Aber die armen Negerkinder würden sich freuen, wenn sie so etwas Gutes essen könnten!«

Gesellschaftlichen Kontakt zwischen dem Kirchenpatron und dem Pastor hat es wohl nicht gegeben. In meiner Erinnerung kam

der Pastor nur ins Schloss, wenn wieder ein Kind getauft werden musste, denn wir wurden nicht in der Dorfkirche getauft. Mit den zahlreichen Kindern des Pastors, die in unserem Alter waren, haben wir nie gespielt.

Zum Familienfriedhof führt eine Kastanienallee, erst leicht abfallend, dann sanft aufsteigend zu dem großen Eingangstor aus grauem Stein. In den Bogen ist ein Vers aus dem Johannesevangelium, Kap. 11, eingraviert: »Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.«

Dahinter lag wie in einem heiligen Hain, feierlich und immer etwas dämmrig, das Thaddensche Erbbegräbnis mit einem weiten Blick über den Bauernsee. Die Grabhügel waren von dichtem Efeu bedeckt, die eisernen Grabkreuze hatten alle dieselbe Gestalt. In leicht erhabenem und bronziertem Relief waren die Namen, Daten und ein Bibelspruch geschrieben. Neben all den adligen Toten, in geziemendem Abstand, lag das Grab einer bürgerlichen Toten. Uns wurde erzählt, es sei das Grab eines Hausmädchens, das von der Gutsherrin Sophie von Mellin mit einem Schlüssel erschlagen worden sei. Es wurde auch erzählt, Sophie von Mellin habe zur Strafe lebenslang einen eisernen Ring um den Hals tragen müssen. Ins Gefängnis ist sie jedenfalls nicht gekommen. Sie lebte um 1830 »noch mit ihrem Ring um den Hals in Greifenberg am Markt, betreute hier zur Schule gehende Abkömmlinge, beobachtete durch einen Spion, wer die Straße passierte, und sah ihre Nachkommenschaft über Pommern sich ausbreiten«, wie Udo von Alvensleben 1934 in seinem Tagebuch geschrieben hat (In: Alvensleben/Koenigsfeld, *Besuche vor dem Untergang*, Berlin 1968, S. 64).

Vor meinem ersten Pommernbesuch (1976) mit meiner jüngsten Schwester Astrid (Atti) und zwei befreundeten Galeristen aus Köln hatte ich erwartet, den von Efeu, Unkraut und Gestrüpp überwucherten alten Familienfriedhof mit inzwischen verrosteten Eisenkreuzen vorzufinden, um den sich nach dem Krieg niemand gekümmert hatte. Auf den Anblick des total verwüsteten Friedhofs war ich nicht vorbereitet, obwohl es Raubgräber und Friedhofschänder zu allen Zeiten gegeben hat. Einige Gräber waren aufgegraben, Kreuze waren umgeworfen, zum Teil zerbrochen. Das Kreuz unseres Vaters stand noch aufrecht. Wir richteten einige Kreuze auf oder lehnten sie an Baumstämme. Wahrscheinlich sind ortsfremde Plünderer für die Aufgrabungen verantwortlich gewesen, nicht die Bewohner von Trieglaff. Der katholische Pfarrer war nicht zuständig für diesen Friedhof, weil er Privatbesitz der Thadden-Familie war, also niemals kirchliches Eigentum. Irgendwann sind die Eisenkreuze in den nahen See geworfen worden. Der Bürgermeister hat einige herausziehen und auf den Friedhof bringen lassen, darunter das Grabkreuz unseres Vaters.

Dann haben Trieglaffer Bürger unter großem Aufwand den Friedhof allmählich entrümpelt und von Gestrüpp befreit, was vor allem dem Verwalter, Herrn Momot, und seiner Familie, dem Bürgermeister und dem Schuldirektor zu danken ist. Die Aktion wurde ständig von Rudolf von Thadden als Vertreter der Familie unterstützt. Den Toten wurde in der Mitte des Platzes ein großes Denkmal gesetzt, in dessen Zentrum eine Gedenktafel mit zweisprachiger Inschrift steht. Der neu gestaltete Friedhof wurde 2004 mit einem protestantischen Gottesdienst eingeweiht, zu dem auch viele Nachkommen der Familie von Thadden gekommen waren. Ein großes Fest mit Musik und Tanz wurde zum Abschluss im Schulhaus gefeiert.

Der sogenannte Bauernfriedhof, auf dem auch die Gutsarbeiter und ihre Familien beerdigt wurden, war total überwuchert von Gestrüpp, als ich ihn 1976 sah. Er war bis zum Kriegsende hell und freundlich mit den unterschiedlichsten, manchmal recht kitschigen Grabsteinen und Kreuzen, betenden Engeln, aufgeschlagenen Porzellanbüchern, auf deren Seiten die Namen der Toten in goldenen Buchstaben geschrieben waren, mit bunten Papier- und Wachsblumen und frischen Sträußen. Er gefiel mir besser als unser stilvoller feierlicher Familienfriedhof.

Auf dem Weg zu beiden Friedhöfen überquerte man die Gleiseband. Seit 1896 beteiligte sich unser Vater als Landrat an der Gründung einer Zuckerfabrik in Greifenberg, förderte den Zuckerrübenanbau im ganzen Kreis. Zur besseren Anbindung an die Fabrik ließ er für den Rübentransport eine feste Feldbahn von siebzig Zentimeter Spurbreite verlegen, deren Endstation Trieglaff war. Hierher wurden von einigen Gütern und Bauernhöfen im Herbst mit schweren Ackerwagen Zucker- und Futterrüben und Kartoffeln gebracht und in die offenen Waggons verladen. Von Vahnerow zu dieser Kleinbahn war ein schmaler Schienenstrang für die von Pferden gezogenen Kipploren verlegt worden.

Der Gang durchs Dorf endet schließlich vor dem Schloss. Auf der gepflasterten Rampe, die leicht ansteigend zum Portal führt, wurde im Winter, nach Beendigung der Treibjagd, die sogenannte Strecke ausgelegt: das von den Jägern zur Strecke gebrachte Wild lag, nach Gattungen geordnet, in mehreren Reihen dicht nebeneinander: Hasen, Kaninchen, Fasanen, Füchse, auch Rebhühner. Die Jäger, Gutsherren aus der Nachbarschaft, und unser Förster Zastrow, die Flinten noch über die Schulter gehängt, standen stolz davor. Wir Kinder sahen uns die toten Tiere mit gemischten Gefühlen an, denn wir hatten Mitleid mit den nied-

lichen Hasen und Kaninchen, deren Fell blutig befleckt war, denen Blut an Maul und Nase klebte, mit den bunten Fasanenhähnen, auch mit den schönen Füchsen, andererseits gehörte die jährliche Treibjagd zu unserem Leben auf dem Land wie das Schlachten der Haustiere. Es wurde natürlich gezählt, welcher Jäger wie viele Tiere geschossen hatte, und wenn unser Vater zu den erfolgreichen Schützen gehörte, waren wir stolz auf ihn.